

■ Praxisbericht, Eindrücke von dem Besuch der JVA Geldern und der Zusammenarbeit mit der Projektgruppe, von Simone Brink

Simone Brink, die als Praktikantin bei einem Besuch mit Jugendlichen in der JVA-Geldern hospitierte und an dieser Stelle ihren subjektiven Eindruck von den Strafgefangenen und der JVA schildert.

Dieser Bericht ist hier reingefügt, um einen direkten Eindruck vom Erleben der Strafgefangenen und der JVA zu vermitteln. So kann verdeutlicht werden, mit welchen emotionalen Eindrücken die Jugendlichen konfrontiert werden. Der Erlebnisbericht dient nicht dazu, unsere weitere pädagogische Vorgehensweise zu erläutern, diese sind sehr individuell im Konzept oben beschrieben.

„Die Freiheit ist kein Geld der Welt wert“

Schon die Anfahrt zu JVA Geldern ist sehr eindrucksvoll. Die letzten Kilometer bis zur Ankunft lassen einen nur erahnen, was in den nächsten Stunden auf Besucher der JVA zukommt. Die Landschaft ist ländlich, wir fahren auf einer weiten Allee und von Feldern gesäumten Straßen entlang und irgendwie ist der Gedanke suspekt, dass genau das ein Gefühl von Freiheit vermittelt. Auf den Feldern grasen Kühe, Bauern ackern ihre Felder, die Sonne scheint. Irgendwann erblickt man dann von Weitem die großen weißen Buchstaben, die langsam das Wort „Sehnsucht“ auf der Gefängnismauer erkennen lassen. Sie werden deutlicher und mein Gefühl irgendwie murmeliger.

Nachdem wir vor mindestens vier verschlossenen Türen standen, die erst durch das Personal geöffnet wurden, trafen wir zum ersten Mal auf die Inhaftierten. Sechs junge Männer – teilweise, kaum älter als einige der Jugendlichen, standen uns gegenüber und begrüßten uns durch einen Handschlag.

Sofort machte ich mir Gedanken über die Haftgründe.

Sie stellten sich einzeln mit Namen vor und sagten kurz, wie lange sie schon in Haft sind.

Einer der Männer schilderte uns den Haftalltag und es war zu beobachten, dass die Jugendlichen gespannt und auch irgendwie schockiert den Erzählungen folgten. Scheinbar wurden alle Vorstellungen, die die Jugendlichen vom Haftalltag hatten mit einem Mal verworfen. Es gibt geregelte Weck- und Arbeitszeiten und sogar Freizeit und Aufenthalt an der frischen Luft sind im strengen Alltag bis ins Kleinste geregelt. So erzählten sie uns, dass sie an Wochentagen immer um viertel vor sechs aufstehen müssen und kurz Zeit haben, bevor sie gewaschen und fertig in ihrer Zelle zu stehen haben. Auch das Bett muss bis dahin ordentlich sein. Erst dann gibt es Frühstück, für das ihnen nur kurz Zeit gegeben wird. Nach dem Arbeitstag folgt dann eine Stunde, in der sie sich im Hof aufhalten können. Hier stehen sie dann meistens in Gruppen zusammen und haben Gelegenheit, sich auszutauschen. Die verbliebene Zeit bis zum Schlafen verbringen sie dann wieder alleine in ihren Zellen, die nur so groß sind, dass gerade mal ein Bett, ein Schrank, eine Toilette und ein Tisch hinein passen.

Es wird deutlich, dass im Haftalltag das Recht des Stärkeren herrscht: „Neuankömmlinge“ müssen sich ihren Platz erst erkämpfen und Eingesessene ihren Platz täglich aufs Neue verteidigen. Es ist ein „tägliches Kampf“. Schlägereien,

Erpressungen und Demütigungen sind an der Tagesordnung und charakterisieren ihren Alltag.

Die Inhaftierten erzählten uns die Gründe für ihre Inhaftierung. Sie nahmen sich anschließend viel Zeit, um jeden Jugendlichen nach seiner kriminellen Vergangenheit und den Beweggründen zu befragen. Sie traten dabei sehr bestimmend, aber respektvoll auf. In den Gesprächen konnten Parallelen zwischen den einzelnen Lebensgeschichten gezogen werden und scheinbar „harmlose“ Vergehen erschienen für die Jugendlichen plötzlich in einem anderen, gewichtigeren Licht. So berichtete einer der Jugendlichen von seiner Cannabis-Abhängigkeit und schilderte uns, dass er mehrmals wöchentlich über die Grenze fährt, um sich „Nachschub“ zu holen. Ein Inhaftierter griff das Thema sofort auf und berichtete, dass es bei ihm genauso begann, bis er diese Transfers im „größeren Stil“ gemacht hätte. Als er dabei erwischt wurde, war eine mehrjährige Freiheitsstrafe die Folge.

Ein anderer Inhaftierter erzählte, dass er zur Beihilfe an einem Mord verurteilt wurde, weil er seinem Bruder ein falsches Alibi gegeben hat. Er hat nie einem Menschen körperlichen Schaden zugefügt und muss jetzt die gleiche Haftstrafe absitzen, wie der eigentliche Mörder: 14 Jahre. Er ist gerade einmal 33 Jahre alt und hat vier Kinder. Er sitzt seit zehn Jahren in Haft und verließ die Familie als seine Frau im 3. Monat schwanger war.

Das Schlimmste an der Haft ist es für die Inhaftierten, über lange Zeit nicht mehr über das eigene Leben entscheiden zu dürfen. Sie haben keinen Einfluss zu erfahren, was Familie und Freunde außerhalb des Gefängnisses machen. Eine Erfahrung, die fast alle Inhaftierten gemacht haben ist es, dass sie sich nicht auf ihre „Freunde“ verlassen konnten und jetzt, bis auf den Kontakt zur Familie, alles verloren haben. Die „Freunde“ interessieren sich nicht mehr, da sie keinen Nutzen aus der Freundschaft ziehen können und auch die meisten Beziehungen scheitern im Gefängnis. Es gibt Väter, die ihre Kinder noch nie gesehen haben und nicht erleben, wie sie aufwachsen. Den Inhaftierten bleibt am Ende nur noch die Option zu ihren Eltern und der Familie zurückzugehen, denn das sind meist die Einzigen, die noch zu einem halten.

72

Die Inhaftierten verbringen einen großen Teil ihres Lebens im Gefängnis. Für sie ist der Gedanke, die beste Zeit ihres Lebens nicht in Freiheit sein zu können nahezu unerträglich. Demgegenüber wurden im Zuge der Schilderungen über ihre Taten die Geschehnisse immer wieder aus Sicht der Opfer und deren Angehörigen beleuchtet. Dieser Blickwinkel machte mir demgegenüber „die andere Seite des Schicksals“ bewusst – ein sehr ambivalentes Gefühl im direkten Kennenlernen.

Zum Schluss verabschiedete ich mich von sechs sympathischen jungen Tätern, Strafgefangenen, Menschen, die ihre Zeit und den „Hofgang“ geopfert haben, um uns offen, eindrucksvoll und hart ihre Geschichte zu erzählen. Der Abschied ist für mich sehr emotional sowie geprägt von Mitleid; wenngleich ich mir auf der anderen Seite bewusst bin, dass der überwiegende Teil der Menschen, die ich heute kennen gelernt habe, schwere Straftaten begangen und anderen Menschen gewaltiges Leid zugefügt haben. Die jungen Menschen im Gefängnis zurück zu lassen und einfach hinauszugehen, ist irgendwie ein komisches Gefühl.

Sie waren sympathisch aber nicht umsonst habe ich sie in diesem Kontext kennengelernt.

Die Erlebnisse des Besuchs hängen mir noch oft nach. Wenn ich Bus oder Bahn fahre, beim Einkaufen oder auch beim Blick aus dem Fenster. Ich sehe Bäume, kann bestimmen, wann ich wo hinfahre und wie lange wo bleibe; wen ich treffe, anrufe oder besuche. All das können die Inhaftierten nicht: beim Blick aus dem Fenster sehen sie eine graue Wand.

Zugleich ist es mir bewusst, dass dieses Erlebnis, die schonungslose Wahrnehmung der Situation der jungen Männer und deren Alltag letztendlich zu dem Schluss führen, eine solche Perspektive für andere junge Menschen sowie für mich selbst vermeiden zu müssen - gleich mit welchem Schicksal man im Leben konfrontiert ist.

Im Alltag muss ich mir noch oft die Gesichter der Männer vorstellen und hab durch den Besuch bei ihnen nur eine kleine Vorstellung davon bekommen, was sie mit dem Wort „Sehnsucht“ meinen.